

Lutz Rocktäschel

Vuvuzela

oder

Die Stimmen der Götter

(Leseprobe)

1. Kapitel

Der Akustikraum

Die schwere Tür fiel dumpf in die Zarge. Das Schloss klickte, und ein Mechanismus aus Bolzen, Zahnrädern, Metallschienen, Federn und Gewichten setzte sich in Gang. Kohlpeter hielt unwillkürlich den Atem an, als müsse er nun in einem luftdicht verschlossenen Raum sparsam mit jedem Sauerstoff-Molekül haushalten. Nicht einmal eine Luke oder Klappe war in die Tür eingearbeitet, wie man es in einem ordentlichen Gefängnis erwarten durfte. Ein beigefarbener Bezug mit winzigen Löchern ließ das Türblatt gegen die Wand fast fugenlos verschwinden. Links und rechts von der gesamten Fläche der Wände und sogar von der Decke, ragten handgroße Keile in Richtung Raummitte, wo ein Stuhl an einem schmucklosen Tisch stand. Es roch muffig nach einer Mischung aus Metall, Staub und undefinierbarem Kunststoff. Kohlpeter wischte mit dem rechten Zeigefinger über einen der Keile aus Lochblech. Wurde hier jemals Staub gewischt?

Er nahm auf dem unbequemen Stuhl Platz. In der Mitte des Tisches lag ein Blatt Papier, links daneben ein ganzer Stapel, rechts davon eine Glasfeder mit Tintenfass; kein Computer, keine Schreibmaschine, kein Kugelschreiber, erst recht kein Bleistift mit einer Graphitmine. Es sollten einfach

alle Eventualitäten der akustischen und technischen Einflussnahme von außen ausgeschlossen werden. Doch das Kabel der Tischlampe endete unter dem Tisch in einer Batteriekiste, der Wasserstoffzelle. Kohlpeter schüttelte den Kopf und schob sie mit dem Fuß zur Seite, damit sie beim Schreiben nicht störte. Er hob den Blick und schaute dahin, wo er so etwas wie ein Fenster erahnte. Über einen Schacht konnte hier Licht eingespiegelt werden.

Er war überzeugt, dass diese Maßnahmen überhaupt nichts halfen; gar nichts! Die Sanatoriumsleitung wollte sich selbst beruhigen, nachdem ihr alles aus den Händen entglitten war und sie die Kontrolle über das Experiment und sogar über das Klangsanatorium verlor. Die Folgen waren unabsehbar. Ihm schien es so, dass man auf Zeit spielte, um interne Verantwortlichkeiten zu klären, statt schnell die Kommission zusammen zu stellen und ihm kompetente Leute zu schicken. Niemand wusste wirklich, was in diesen Räumlichkeiten in Gang gesetzt wurde. Und Kohlpeter war der einzige, der als Proband noch Auskunft über die Experimente geben konnte.

Er sah sich um, und ärgerte sich, dass er dem Akustikraum zugestimmt hatte, der ihn so ohne jeden Schmuck und frei von allem Beiwerk, unwirtlich auf seine Arbeit fokussierte. Es fehlte jede angenehme Ablenkung, die ihm ein Schreiben solch sensibler Erlebnisse, wie er sie zu schildern hatte, erst möglich machte. Keine Pflanze, kein noch so nebensächlicher Gegenstand, geschweige so etwas wie das, was er als *Accessoire* bezeichnen könnte. Vor seinem Aufenthalt im Klangsanatorium hätte man mit ihm das alles machen können, denn er war ein spartanischer Mensch gewesen. Aber doch nicht nach der Therapie, mit der erfolgten Hypersensibilisierung! Den Tinnitus hatte er im Griff, fast; doch er ist ein anderer Mensch geworden.

Die Akustikkeile zeigten mit ihren Spitzen alle auf ihn, als habe er etwas ausgefressen, das er nun beichten müss-

te. Er konnte die Kollegen von der Sicherheit verstehen, dass sie ihn abzuschirmen versuchten. Ihm zeigten ihre kleinlichen Befürchtungen jedoch an, dass sie die Tragweite der Ereignisse noch immer nicht begriffen hatten. Das Klangsanatorium wurde nicht nur von einer kosmischen Schallwelle getroffen. Es hat sich eine neue Dimension geöffnet.

Kohlpeter nahm die Glasfeder zur Hand, die vom Griff bis zur, wie ein Bohrer gedrehten, Spitze mit violetten und roten Wellenlinien verziert war. Sie wurde extra von einem Sicherheitsexperten ausgesucht. Die Feder durfte nicht aus Metall sein. Warum, fragte er sarkastisch, habe er ihm nicht auch noch einen Scherbenhaufen auf den Sitz geschüttet? Und was antwortete der Experte? Das Sitzfleisch brauche er noch, wenn er seine Erlebnisse detailliert aufschreibt. Man wolle ihn schließlich nicht umbringen. Vielleicht sollte er sich selbst nichts antun können, bevor die Kommission kommt und die Untersuchungen beginnen. Aber da gäbe es noch viele Möglichkeiten. Kohlpeter rollte den Griff der Glasfeder in seiner rechten Hand zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. Wegen Tinnitus sich umbringen? Das kam für ihn nicht in Frage. Natürlich hatte er in manch ruhiger Minute auch Selbstmordfantasien gehabt; nur so, als Spiel mit den Möglichkeiten, die das Leben so bietet. Das liegt nun schon lange zurück, vor seinem Aufenthalt im Sanatorium. Es machte keinen Sinn mehr, weitere Gedanken daran zu verschwenden. Er tauchte die Feder in das Tintenfass, strich sie am Glasrand ab, als habe er noch nie anders geschrieben, und begann mit seinem Bericht, ganz unvermittelt, das leere Blatt zu füllen.

2. Kapitel

Das Elefantenohr

Nachdem ich eine Odyssee von Arzt zu Arzt, von Heilmethode zu Heilmethode, hinter mich gebracht und alle möglichen technischen Geräte ausprobiert hatte, folgte ich einer Empfehlung eines Freundes, und begab mich auf die Reise in das Klangsankatorium am Rande der Alpen. Ich wusste nicht, was ich einpacken sollte und schaute auf der Homepage nach. Dort empfahl eine dieser künstlichen Schönheiten, neben den Dingen des täglichen Bedarfs, das Lieblingsinstrument nicht zu vergessen. Zuerst dachte ich an meine Gitarre, die mir jedoch zu sperrig für die Reise vor kam. Wie so oft, fand ich auch dieses Mal eine Begründung, sie nicht mitzunehmen. Dann fiel mein Blick auf das Oktavometer, das seit dem letzten Gebrauch vor drei Jahren noch auf der Kommode stand. Ich zerlegte es mit wenigen Handgriffen und verstaute die drei Stimmgabeln mit dem Resonanzkörper im Koffer. Dann fiel mir ein, das Oktavometer ist ja kein Instrument im herkömmlichen Sinne, sondern eher ein Gerät zum Eichen anderer Instrumente. Vielleicht sollte ich mir doch noch einen Triangel besorgen, um in der Therapiegruppe nicht ganz mit leeren Händen dazustehen.

Ich lief zum Trödelmarkt und hatte auch bald den richtigen Stand mit diversen alt- und neumodischen Musikinstru-

menten gefunden. Nur, ein kompletter Triangel war nicht aufzutreiben. Der Klangstab fehlte. Der Verkäufer erklärte mir, dass ich stattdessen jeden anderen Metallstab verwenden könne. Er gab mir einen kleinen Nachlass und packte das Instrument ein. Er verwendete eine Papiersorte, die beständig ihre Farbe änderte und einen dieser Knistertöne erzeugte, der in mir einen allergischen Zustand auszulösen drohte. Ohne Gruß verabschiedete ich mich und sah zu, dass ich schleunigst in meine Wohnung kam, bevor der kribbelige Höhepunkt erreicht war. Auf dem Weg nach Hause schwoll der Straßenlärm zu lautem Gekreische an. Die Autogeräusche, vor allem die tiefen und hohen Töne der Tragschrauber, spalteten sich in meinem Hirn in Pfeiftöne und tiefes bassiges Grollen auf. Während die tiefen Frequenzen mich fast von den Beinen warfen, erzeugten die hohen Töne eine geradezu schmerzhaft Konzentration auf jedes Detail der Tonskala.

Benommen erreichte ich meine Wohnung. Da erinnerte ich mich an die Klangschale, die ich aus einer meiner letzten Therapiesitzungen in einer indischen Esoterikgruppe mitgebracht hatte. Sie wurde mir als Rettungsmittel empfohlen, wenn nichts mehr gehen würde. Ich fand sie in der Küche, halb voll mit den Resten meines Müslifrühstücks. Da war der Höhepunkt erreicht, und ich warf mich auf mein Bett, nicht ohne vorher alle Stecker gezogen, die Fenster verriegelt und die mit Kork ausgekleidete Tür verschlossen zu haben. Ich konnte und wollte nichts mehr hören. Allein schon der Gedanke an das Klangsanatorium, zu dem ich am nächsten Tag aufbrechen sollte, ließ alle Register der Kölner Domorgeln gleichzeitig ziehen. Migräne, Kopfrauschen, Tinnitus, Nackenschmerzen, Übelkeit, Schwindelattacken; ich hatte alle Krankheiten dieser Welt, fokussiert auf einen Ton.

Am Morgen des folgenden Tages erwachte ich, bevor mein Wecker klingelte. Etwas beunruhigte mich. Mein Hirn suchte nach dem, das anders war, als es sein durfte. Ich schaute aus

dem Fenster und es lag Schnee. Nicht viel, aber er bedeckte die grauen Straßen, die nun in weißem Licht erstrahlten, hell und gleißend. Noch etwas hatte sich verändert. Und in dem Moment, als ich es wusste, klingelte der Wecker und das Orchestrion dieser Welt spielte mir wieder auf. Für einen Augenblick meinte ich, ein neuer Anfall sei im Anmarsch. Im Bad unter der Dusche rauschte das Wasser mehr als meine Ohren. Das Wasser spülte das Chaos der Nacht in den Abguss und ließ meine Nerven mit dem täglichen Dauerzischen zurück.

Zum Frühstück, nach dem ersten Kaffee, musste ich eine Entscheidung treffen, wie ich die Reise zu den Alpen antreten wollte. Beeilen brauchte ich mich nicht. In dem zugesandten Video des Sanatoriums hieß es, man solle die Reise so angenehm und ruhig wie möglich gestalten. Keine Zeitangabe, wann ich im Kurort zu erscheinen habe. Unprofessionell! Oder gehörte das schon zur Therapie? Diese Strukturlosigkeit erzeugte in mir schon wieder ein unruhiges Kribbeln. Solche Ungenauigkeiten widersprachen meinen Lebensprinzipien.

Der Tragschrauber kam nicht in Frage. Er stand schon seit langem unter Verdacht, ab und zu Auslöser der Attacken gewesen zu sein. Nicht, dass die Flugautos zu laut wären. Ihre Dezibelzahlen liegen ungefähr bei denen der Reifenautos. Dennoch kam ich mit dem aufschwingenden Kreischen nicht zurecht. Anders die Magnetschwebbahn. Fahren ohne Geräusche erlebe ich als den Horror schlechthin. Was ich am Anfang genieße, schaukelt sich im Laufe der Fahrt in einen Oberton auf. Meine Ohren ersetzen überdimensional, was nicht zu hören ist. Ich habe immer wieder versucht, das Defizit mit Kopfhörern auszugleichen. Aber entweder komme ich mit dem Schaumstoff an meinen Ohren nicht zurecht. Es kribbelt und krabbelt, als leide ich unter einer Kunststoff-Allergie. Oder die Charts der letzten Dekade erzeugen dassel-

be Unwohlsein, wie mein Tragschrauber. Irgendwelche Frequenzen stören immer.

Ich bestellte per Miete ein Reifenauto mit Rückruf. Damit versuchen die ehemals prestigeträchtigen Hersteller, Kunden zurück zu gewinnen, indem die Autos irgendwo stehen gelassen werden können. Sozusagen Langstreckenprobefahrt für wenig Geld. Aber die Flugautoverkäufer haben inzwischen nachgezogen und ihre Preise gesenkt. Ein Reifenauto hat etwas altmodisch Gemütliches. Das Gefühl der Bodenhaftung verschafft Sicherheit in einer Zeit, wo sich alles und jeder entkoppeln will. Es ist bestimmt schon fünfzehn Jahre her, dass ich dieses Reisegefährt zuletzt genutzt habe. Ich glaube, ich fuhr damals mit meiner Frau raus ins Grüne zum Müggelsee. Es war auch nur eine kurze Beziehung mit Kind.

Der eigentliche Vorteil dieses Bewegungsmittels entfaltet sich erst auf der Landstraße, wenn sich wegen der verminderten Geschwindigkeit die vorbeihuschenden Streifen in Bäume, Häuser und Lebewesen entzerren.

Nach Verlassen der Autobahn dauerte es ein paar Minuten, bis ich mich an die ungewohnte Bewegung und das brummen- de Abrollgeräusch gewöhnte. Im Autozwangsfunk sprach eine nette Stimme den üblichen Warnhinweis aus, Kurven und andere Verkehrsteilnehmer auf der Fahrbahn nicht zu unterschätzen. Sie gab die Höchstgeschwindigkeit an, nicht ohne auf die automatischen Abbuchungen bei Überschreitungen hinzuweisen. Wie in allen anderen Lebenslagen, so auch hier, folgte jedem Hinweis die Sanktionsandrohung. Und auch dieses Mal kam meine spontane Gegenreaktion und ich ärgerte mich über den bürokratisch nivellierten Psychostress. Druck gleich Gegendruck, so lebe ich in der pneumatischen Gesellschaft. Kein Wunder wenn alles zischt.

Erst kurz vor Berchtesgaden kam in mir so etwas wie Vorfreude auf das Sanatorium auf. In dem Videoprospekt war damit geworben worden, dass man nach drei Wochen von